

(Nachdruck verboten.)

79)

Das tägliche Brot.

Roman von C. Wiebig.

Artur hob den Kopf und sah sie an, ohne Wort, mit einem Blick, vor dem sie erschraf.

Ein klägliches Lächeln erzwingend, sagte sie: „Weißte, Artur, zu Neujahr krieg ich doch Trinkgeld!“ So versuchte sie, ihm und sich Mut einzureden.

„Wenn wer bis dahin nicht kriecht sin,“ murmelte er finster, ließ Fridchen niedergleiten stand rasch auf und ging nebenan in die Kammer.

Dort setzte er sich im Stockdunklen auf den Betttrand und stierte in die schwarze Leere, die ihn umging. Hier sah er wenigstens nicht das niedergeschlagene Gesicht seiner Frau und die verlangenden Augen Fridchens.

Den ganzen Tag war ihm sehr elend zu Mut gewesen. Als er alle hasten und einkaufen und heimerschleppen sah, war ein wütender Ingrimm in ihm aufgestiegen; er hätte die Faust heben und ins erste beste Schaufenster schlagen mögen, daß die Splitter flogen. Stunde auf Stunde hatte er gewartet, an den Ecken, vor den Modemagazinen, vor den Pfefferkuchenläden, vor allen Geschäften, durch deren Türen die kaufslustige Menge ein und aus strömte; keiner gab ihm einen Pfennig zu verdienen. Und ihm wurde so kalt, so kalt, selbst das Herz erstarrte ihm. Und als er endlich zehn Pfennige verdient, hatte er den Ingrimm herunterspülen müssen mit einem Schluck — jetzt tat's ihm leid. Behn Pfennige waren für Mine ein Heiligtum.

„Arme Mine!“ Er sagte es ganz leise vor sich hin. Ja, der wäre wohlher, wenn er nicht da wäre! Ein Esser weniger. Die würde sich allein besser durchbringen. Die war ja so sparsam, und wenn sie erst wieder ihre Waschstellen aufnehmen konnte, ernährte sie sich und ihre Kinder anständig. Und mitleidige Seelen würden sich finden, die ein verlassenes Weib unterstützen; und sie war ja nicht heikel, empfand nicht das Drückende des Sichbedankenmüssens, konnte sich auch harmlos freuen über eine alte Gardine und ein abgelegtes Kinderhemd.

Nein — er zuckte zusammen — das konnte er nicht! Wie ein Bettler dastehen, sich noch immer tiefer demütigen —?! Schnell überflogen seine Gedanken die Spanne Zeit, die ihn vom Gymnasium trennte; die Schamröte stieg ihm ins Gesicht — so tief war er heruntergekommen?! Nein, es war besser, daß er ging! — — — — — Aber wohin —?! — — — — — Wieder untertauchen im Meer der großen Stadt, wie damals? Umherirren und umherbummeln, bei Mutter Grün nächtigen, wenn der Groschen für die Penne nicht da war? Auf den Bänken der Schmuckplätze lüngen, sich von der Sonne den Buckel wärmen und auch den leeren Magen füllen lassen?!

Nein, nein, das konnte er jetzt nicht mehr! Dazu war er schon viel zu müde, viel zu alt.

Er strich sich über den eingesunkenen Brustkasten und befühlte dann seine mageren Arme. Wie rasch man doch altern kann! Wenn er dreißig Jahre zählte, würde er schon graue Haare haben — ja, ganz grau.

Jetzt fehlte nur noch, daß der Wirt sie hinaussetzte; gedroht hatte er schon seit Wochen damit. Mit einer Mark Abzahlung hie und da ließ der sich nicht mehr befriedigen, er verlangte wenigstens voll und ganz die rückständige Miete vom November. Woher das Geld nehmen —?!

Artur griff sich in die wirren Haare. Ja, er mußte gehen! Wieder ausneifen — aber nicht wie damals!

Zwei Droschkentutcher am Halteplatz hatten sich heute von einem erzählt, der sich aus Liebesgram aufgehängt. Lachend hatten sie es sich zugeschrien von Bod zu Bod.

Aus „Liebesgram“ —?! Der reine Mumpst, das gibt's ja gar nicht! Artur lachte bitter. „Aus Nahrungsforgen“, steht so oft im Polizeibericht; und das gibt's.

Er konnte es sich deutlich vorstellen, wie er im Tiergarten an einem kalten Ast baumelte. Der kalte Vollmond

schien ihm ins Gesicht und Eiskristalle hingen ihm am Schnurrbart. — — — — —

Wie die Alte sich hatte! Die ganze Götterstraße zeterte sie zusammen! Da würde die Klingel unter der Stufe wieder den ganzen Tag gellen und schrillen. Na, das brauchte es ja dann nicht mehr zu hören!

Nichts mehr sehen und hören, das war das Beste, das einzig gute, was ihm blieb.

Tiefe Nacht war's in der Kammer, durch die dicken Eisblumen des Fensters drang kein Mond- und Sternenschein. Ein Bittern überfiel ihn. Ja, er würde gehen. Und bald! Sonst fiel er noch hier um und blieb liegen vor Schwäche. Trotz aller Erregung verspürte er den nagenden Hunger; ein schmerzhaftes Drehen war in seinem Magen, und im Leibe schnürten sich ihm die Gedärme zusammen. Ihm schwindelte.

Nur rasch, rasch! Einen Strich hatte er nicht, doch tat's auch der Hofenträger. — — — — — Aber nicht hier in der Kammer — das wollte er der Frau doch nicht antun als Weihnachtsbescherung. — — — — — Wie froh konnte die eigentlich sein, wenn sie so einen Lumpen los war! Ach nein, ein Lump war er nun doch nicht, nur ein armer Teufel. Er fühlte ein grenzenloses Mitleid mit sich selber und zögerte, Der Angstschweiß brach ihm aus.

Da hörte er nebenan Geräusch, einen Stuhl rücken, Mines Stimme. Kam sie?! Die würde ihn zurückhalten!

In plötzlicher verzweifelter Entschlossenheit sprang er auf. Rasch fort! Schon faßte seine Hand nach dem Fensterriegel — öffnen — hinaussteigen auf den Hof — fortrennen und — — —

„Artur!“

Er stutzte.

Und nun ertönte ein Jubelgeschrei.

„Artur, Artur!“ Mine riß die Kammertür auf, mit einer ihr sonst fremden Lebhaftigkeit stürzte sie auf ihren Mann zu; sie zog ihn am Ärmel. „Da — kuck mal — o Jesus ne, nu kuck nur!“

Ein paar verlegen dreinschauende Kinder standen mitten in der Küche. Es waren wohlgekleidete, rosige Mädchen mit freundlichen Gesichtern. Die Älteste hatte eben einen ziemlich großen Korb ausgepackt, auf dem Tisch lagen ein Stück Schweinefleisch, Reis, Kaffee, Zucker und ein langes Kuchenbrot.

In ihren Augen glänzte die Freude des Gebens; nun sagte sie schüchtern und doch wichtig: „Mutter sagt, Sie sollen sich auch 'n Feiertag machen!“ Ihre kleinere Schwester anstößend, flüsterte sie: „Du, Else, gib doch mal! — Hier, Frau Reschke, da sollen Sie Ihrer Kleinen was für kaufen, sagt Mutter!“

In Mines Hand lag ein Zweimarkstück. Sie starrte und staunte und konnte noch gar nicht an ihr Glück glauben. „Was — was — das soll ich ooch noch kriegen?!“

Die kleine Else nickte. „Gm. Und Kore soll noch sagen —“

„Ich weiß schon,“ unterbrach die Große rasch, ging auf Mine zu, knirzte und gab die Hand: „Bergnügte Feiertage!“

Mine war langsam in die Knie gesunken; so umfaßte sie die kleinen Mädchen mit beiden Armen. „Oh, nun hat so mer erscht neulich de schönen Windeln und de Hemdchen und das Tüchchen geschenkt! O de liebe, gutte Mutter! O Ihr gutten Kinder!“ In ihrer Herzensfreude drückte sie die beiden so heftig, daß sie ganz verduht zurückwichen.

„Wir müssen nun gehen,“ sagte verschämt die Ältere.

Und die kleine trippelte schon zur Tür: „Jetzt kriegen wir auch beschert!“

„Fridchen, Fridchen,“ rief Mine — das Kind hatte bis jetzt stumm und verduht dagestanden — „un bedank der ooch! Kuck, zwei Mark! Und so viel Essen!“

Fridchens große Augen verschlangen fast das Kuchenbrot, und auch Arturs bleiche Wangen hatten sich beim Anblick der Schwaben leicht gerötet. Merkwürdig, heute, diesen freundlichen Kindergeächtern gegenüber, wurde ihm das Danken nicht so schwer.

Er gab der Ältesten die Hand. „Sagen Sie der Frau Mama unseren besten Dank, Fräulein! Unseren allerbesten Dank!“

Die Türe hatte sich hinter den Kindern geschlossen, jetzt hörte man noch ihre fröhlichen Stimmchen auf dem Hof.

Da brach Mines Freude erst recht los; sie nahm das Stück Schweinefleisch und wog es selig in beiden Händen. „Ne, so viel, ne, so viel Fleisch! Das langt for de ganzen Feiertage — ach ne, noch viel länger!“

„Na na!“ Artur betrachtete es kritisch. „Lange jenug haben wir ja keins jekriegt — 'n ganz nettes Stück!“ Das Wasser lief ihm im Munde zusammen. „Ich habe Hunger!“ „Dal!“ Sie hielt ihm das Kuchenbrett hin.

Er schnitt sich ein Stück ab, und dann eins für Fridchen. Jetzt erst glaubte die an ihr Glück; jauchzend, mit ausgestreckten Händchen, lief sie auf den Vater zu.

Mine war von großer Geschäftigkeit sie fühlte nichts mehr von Erschöpfung, noch einmal war sie so schlief wie ein junges Mädchen. Rasch warf sie ihr Tuch um. „Ich komm gleich wieder, paß derweilen uff Feuer, ich bring ooch noch Brechkohlen mit.“

Fort war sie, und Artur, Fridchen auf dem Schoß, sah wieder am Herd; aber er brütete nicht finster vor sich hin wie vordem, sondern er beobachtete mit Behagen das Fallen der glühenden Funken ins Aschenloch und horchte dem Singen des Wasserkessels. Seine Todesgedanken waren verschwunden, dies fortgeblasen, seit er den ersten Bissen in den Mund gesteckt. Die Stolle war gut.

Mine kam bald wieder. „Ich mein, 's is gar nich mehr so kalt,“ sagte sie vergnügt und schüttelte ihr Tuch aus, „'s schmeet schon. Was sagste nu, Fridchen?“

Sie hatte einen kleinen Tannenbaum mitgebracht; Zweige hatte der freilich nur auf einer Seite, dafür hatte sie ihn aber auch billig erstanden, nebenan im Kohlenkeller; und wenn man die kahle Hälfte an die Wand rückte, ahnte kein Mensch, daß es eigentlich nur ein halber Weihnachtsbaum war. Und Lichtchen wurden an der Vorderfront aufgesteckt, ganze sechs Stück. Sie waren nur dünn, aber sie brannten merkwürdig hell.

Mines Augen leuchteten. Als es jetzt klopfte, rief sie heiter: „Herein!“

Der alte Keschke war's; Fridchen lief ihm entgegen. „Du sollst nich denken, daß Frohbater ihr vergessen hat,“ sagte er zu Mine, die Hand auf Fridchens Kopf legend. „Da haste 'ne Puppe for ihr, bau se ihr uf!“ Und sich zu dem Kind niederbeugend, flüsterte er: „Was, Fridchen, willst du ihr Frete nennen? Oder“ — er holte seufzend Atem und schnüffelte — „oder — Trudeken?“

Mine faßte die Hand des Alten. „Komm, Vater, seh Der! Wir sind doch ooch noch da,“ sagte sie herzlich.

Die Lichtchen am Bäumchen flackerten; leise knisternd glimmten die vertrockneten Zweige an, ein wunderbar starker Duft erfüllte die armselige Küche.

Mine stellte sich neben ihren Mann, räusperte sich und stimmte dann an, was sie einst Weihnachten daheim in der Schule gesungen; noch hatte sie die alte Weise nicht vergessen. Aber niemand fiel mit ein; die Männer kannten das Lied nicht, und Fridchen war noch zu dumm, da sang sie es allein bis zu Ende, stark und deutlich.

Die Hände vor sich gefaltet, schaute sie sinnend in den Tannenbaum. Eine Regung ging durch ihre Seele, die sie bisher nicht gefamnt.

Sie hatte sie ähnliches empfunden, auch nicht, wenn sie daheim allsonntäglich in der Dorfkirche gesessen; und doch hatte da der Herr Pastor so lange und eindringlich gewettert, daß die Schläfrigen aufwuhren, der Kantor kräftiger antimmte und die alten Weiber lauter schluchzten.

Auch als sie mit Grete bei der Heilsarmee gewesen, war ihr nicht so geworden; da hatte sie sich gegraut. Die Männer und Frauen mit ihrem Halleluja und ihrem Händeklatschen, all die Gefänge, die Reden, und gar das Spiel vom Engel und Teufel lösteten ihr fast Widerwillen, keine Andacht ein. Arme Grete!

Und bei ihrer Trauung in der großen herrlichen Stadtkirche, in der die bunten Fenster einen wunderbaren Schimmer warfen, in der berghohe Pfeiler aufwuchsen, hatte sie da ähnliches verspürt?!

Mine faltete ihre Hände fester. Jetzt flogen ihre Gedanken höher, als Pfeiler und Mauern und Dächer sind, und flogen weit hinaus vor die Stadt, draußen ins freie Feld.

Da stand ein Stern über der dunklen Erde in freundlichem Glanz.

Und über dem Stern noch, da wohnte jemand, der sah auch sie.

Eine tröstliche Gewißheit kam über sie bei diesem Gedanken, ihr Blut floß rascher durch die Adern in einer fröhlichen Zuversicht.

Sie flüsterte leise für sich:

„Vater unser, der du bist im Himmel —“

— — — — —

— — — — —

Und dann betete sie laut weiter, gläubig wie ein Kind:

„Unser täglich Brot gib uns heute,
Und vergib uns unsre Schuld!“

Die beiden Männer sahen sie verwundert an, um Arturs Rippen zuckte es sogar ein wenig spöttisch. Ernsthaft nickte sie ihm zu; und dann zog sie Fridchen zu sich heran und legte ihre arbeitsrauhe Hand um die weichen Kinderwangen.

„Das von „unsren Vater im Himmel“ wer' ich ooch 's Mädal lernen,“ sagte sie. „Wenn mer'ich glaubt — ja ja — is 's gar sehre gutt. 's macht for unsinen 's Leben leichter!“

36.

Den Tag vor Silvester, zwischen Hell und Dunkel, kam bei den jungen Keschkes das zweite Kind an.

Mine war gerade dabei, ihre Küche zu scheuern, mit knapper Not gelangte sie noch ins Bett.

Artur war nicht zu Hause; er trug für seine Frau die Zeitungen aus; am Morgen hatte sie das noch selber besorgt. Er kam wieder; durch den Schnee, der hoch lag und immer noch mit gleicher Stetigkeit fiel, war schwer durchzukommen, und müde war er auch, er hatte den ganzen Vormittag Schnee geschippt. Seit zwei Tagen war er als Hilfs-schneeschipper eingestellt; das war ein saurer Verdienst. Trotz der Kälte rann der Schweiß; die Füße, die nicht durch Stiefel mit dicken Holzsohlen geschützt waren, erfarrten, die Hände sprangen auf und bluteten. Er kam sich vor wie ein Märtyrer.

Als er, hustend und spuckend, vor der Tür seiner Wohnung den Schnee von den Füßen stampfte, streckte sich ihm aus der Küche das Gesicht einer fremden Frau entgegen. „St — — Herr Keschke, det sind Se ja woll? Tratur-liere! Bei Ihnen is wat kleenet anjekommen!“

Er trat ein, sich nicht gerade sonderlich beeilend. In der Küche standen mehrere Weiber herum und schwakten; wie sie hießen, wußte er gar nicht, er hatte sie nur einige Male flüchtig im Flur oder auf dem Hof gesehen.

Von nebenan aus der Kammer kam ein quiekendes Tönchen, und dann rief Mines Stimme, recht mühsam und schwach: „Is mein Mann da?“

Er stieß die halbangelehnte Tür auf. Da lag sie in der eiskalten Kammer. Ein Lämpchen brannte auf dem Schemel, auf der Diele waren rasch abgestreifte Kleider verstreut. In Mines Arm lag ein wimmerndes Bündel, und Fridchen stand auf den Beinen vor dem Bett und machte, verständlich wie eine Alte: „Sch — — sch — — sch — —!“

Artur beugte sich über das Lager; nun regte sich doch ein leiser Vaterstolz in ihm. „Na, Mine, en strammer Junge, was?“

Ihre geschlossenen Lider öffneten sich zwinkernd. „Du, Artur?“ Ihre blaffen Lippen versuchten zu lächeln, aber sie verzogen sich nur wehmütig. „'s is en Mädal!“

„Berfl — —!“ Er sprach das Wort nicht aus, aber er fuhr aufs tiefste enttäuscht zurück; förmlich aufgebracht war er — also auch das noch?! Immer Pech, überall Pech! Er schubste Fridchen beiseite, und dann drehte er sich ab und wollte wieder gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Buchenwald.*)

Die Rotbuche (*Fagus silvatica* L.) ist es, die wir gewöhnlich meinen, wenn wir von Buchen sprechen. Und das Wort „Buchenwald“ hat für uns einen guten Klang. Als mächtige Säulen ragen die glatten hellgrauen Stämme empor, hoch oben streben die schlanken Aeste zusammen unter der grünen Blätterdecke, die in majestätischer Wölbung auf ihren Stützen ruht. Hier im Geäste

*) Aus „Die Bäume und Sträucher unserer Wälder“ von Otto Plücht. Mit 6 Tafeln und 47 Textabbildungen. Geh. 1 M., geb. 1,40 M. Verlag Strecker u. Schröder, Stuttgart.

des Buchenhochwaldes glaubt man das Vorbild der gotthischen Bauart suchen zu müssen. Kühle geheimnisvolle Dämmerung umfängt uns, durchgittert von den goldenen Sonnenbildchen, die durch die Lüden des Laubwerkes herab auf dem Boden spielen. Dazu das kraftvolle Rauschen der Kronen, das anmutige Biegen der jungen Stämmchen im Unterwuchs, über die weg der Blick in ahnungsvolle Fernen schaut, gehemmt und gelockt von den in reizvollem Wechsel sich verbedeckenden Stämmen. Das sind die vielbesungeneren „heiligen Hallen“, der „grüne Waldesdom“ unserer Dichter.

Der Buchenhochwald bedeckt in ganz Deutschland rund 15 Proz. der gesamten Waldfläche, besonders kalkreiches Hügel- und Bergland ist heute sein Hauptgebiet. Im sandigen Flachlande hat er den Nadelhölzern weichen müssen; nur vereinzelt und vom Naturfreund deshalb besonders geschätzt ragen die Buchenwälder dort wie Oasen aus dem Einerlei der Kiefer. In der Jugend wächst die Buche langsam, aber ihr geringes Lichtbedürfnis läßt sie den Schatten des Altholzes leicht ertragen, obwohl die Kronen der Buchen sich besonders dicht zusammenschließen. Denn die langen weitreichenden Äste bilden zahllose kurze Seitentriebe („Kurztriebe“), die sich jährlich noch lange neu belauben, wenn der Ast selbst kein Blatt mehr — außer an seiner Spitze — hervorbringt. Die eisförmigen Blätter sind leicht zugespitzt, am Rande glatt, nur wenig gewellt und in der Jugend weißhaarig bewimpert. Sie sitzen an kurzem, kräftigem Stiel. An den Zweigspitzen erscheinen im Mai gleichzeitig mit den Blättern die kleinen kugelig-grünen weiblichen Köpfchen auf aufrechtem Stiele, die männlichen dagegen hängen, in kugelige gelbe Köpfchen zusammengedrängt, an dünnem, behaartem Stiele lang herab. Der graubraune stachelige Fruchtbecher springt im Oktober vierlappig auf und entläßt die beiden glänzendbraunen Samen, die bekannten, scharf dreieckigen „Buchedern“. Alle fünf bis zehn Jahre, je nach den örtlichen Verhältnissen, trägt der Buchenwald eine „volle Mast“, d. h. eine reiche Befamung. In den Jahren dazwischen werden nur vereinzelt Samen gebildet („Sprengmast“).

Im Frühsommer nach dem Samenausfall ist der Boden mit dem Aufschlage der jungen Buchenpflanzen bedeckt. Sie sind besonders leicht zu erkennen, denn die zwei grünen Keimblätter, die sie, wie alle Laubbäume, entwickeln, sind groß, nierenförmig und dickfleischig, reich an Stärke und Öl. So erfüllen sie ihren Zweck, für den jungen Keimling die Nahrungstoffe zu liefern, bis er selbst imstande ist, sie sich zu suchen, aufs beste. Vermögen aber die zarten Wurzeln die dicke Laubdecke nicht zu durchdringen, so ist der ganze hoffnungsvolle Nachwuchs im nächsten Jahre verschwunden bis auf die wenigen, die sich durchzuringen wußten zum Boden.

Doch diese Decke aus dünnen Blättern und anderer „Streu“ ist keineswegs schädlich, sie ist von größter Bedeutung für den Wald. Drei Jahre etwa braucht das Laub zu seiner Verwesung. Dann bildet es eine dunkle, schwärzliche, von Pilzfäden durchzogene Modermaße, die sich mit Erde vermengt. Zahllose Regenwürmer und andere kleine Tiere bewirken die Zerkrümelung und mechanische Vermischung der Masse. An der chemischen Umsetzung aller Teile arbeitet gleichzeitig ein Heer von niedersten Pflanzen, Fadenpilze und Bakterien. Die so zugerichtete Bodenschicht, der Humus, ist der Nährboden für die höheren Pflanzen. In milden, warmen Lagen gewinnen die schnell zersetzenden Bakterien die Oberhand, und reiche Mullböden schaffen üppiges Gedeihen für Wald und Feld. Bei allzuviel Sonne oder zu großen Niederschlägen, wenn der Boden ungeschützt ihnen preisgegeben ist, wird ihr Wachstum gehemmt, nur Fadenpilze vermehren sich weiter und durchziehen die oberen Schichten, mit deren Zersetzung sie nicht mehr fertig werden. Der Boden wird fest, die Regenwürmer vermögen ihn nicht mehr zu durchschaffen, und solche „Kohhumus“-böden sind für den Wald eine schwere Plage. Seide und Moor, je nach den besonderen Verhältnissen, stellen sich ein, und schlimme Bodenveränderungen (Ortsteimbildung u. a.) können die Folge sein. Gerade unsere Buche ist eine treffliche Mitshelferin gegen solche Gefahren, sie deckt und schützt den Boden, und ihr reichliches Laub ist besonders im Nadelwald ein wertvolles Material für die Humusbildung. Aber ihr Wurzelwerk vermag auch den Boden überallhin zu durchdringen, so besonders reich und feinverästelt sind ihre Faserwurzeln. Dabei sind sie an den Spitzen dicht umhüllt von zarten Pilzfäden, die ihnen zur Gewinnung des Stickstoffes behilflich sind. Solche „Pilzwurzel“ (Mykorrhiza) ist weit verbreitet, aber in ihrem Einfluß auf das Gedeihen der Bäume noch wenig erforscht.

Das japanische Theater.

Der japanische Dramatiker Ossada, in seinem Vaterlande Wäch als Parlamentarier geschätzt, ist nach Paris gekommen, um das französische Theater zu studieren. Ossada trägt sich mit dem Plan, europäisches Bühnenwesen nach Japan zu verpflanzen, wie er schon Werke europäischer, vor allem französischer Dramatiker, dort hin verpflanzt hat. „Der Geizige“ von Molière, „Abrienne Lecoubreur“ von Legouvé, „Vaterland“ von Sardou und „Die Kameliendame“ von Dumas sind von ihm ins Japanische übersetzt und in Tokio zur Aufführung gebracht worden. Er kennt die französische Literatur sehr genau, da er in Frankreich studiert hat;

er wurde dann Professor der Literatur an der Universität zu Tokio und spielt im japanischen Parlament als vereidigter Uebersetzer französischer Dokumente eine große Rolle. Fernand Haufer vom Pariser „Journal“ hatte in Paris mit ihm eine Uebersetzung, in deren Verlauf Ossada über das japanische Theaterwesen fesselnde Mitteilungen machte:

„Unser Theater,“ sagte er, „ist natürlich mit den Bühnen Europas gar nicht zu vergleichen. Wir sind noch in jeder Hinsicht weit zurück; nicht als ob man bei uns das Theater gering schätzte; im Gegenteil: man schwärmt dafür. Wir zählen in Tokio zwanzig Theater, und in ganz Japan dürfte es mehr als tausend Theater geben. Man spielt bei uns vor allem historische Dramen und Melodramen, die Komödie ist noch nicht so sehr beliebt. Was Oper, komische Oper und Operette sind, wissen wir überhaupt noch nicht; wir kennen nur die „Nos“, Stücke mit Gesängen, die ungefähr Ihren Opern entsprechen könnten. Tanaufführungen sieht man nur im Familienkreise und im Restaurant, nie im Theater; Konzerte und Singspielhallen sind ganz unbekannt. Unser Theater setzt sich also hauptsächlich aus Drama und Tragödie zusammen. Man spielt bei uns dramatische Werke, die so verwickelt sind, daß vor noch nicht allzu langer Zeit die Aufführung oft schon um 4 Uhr morgens begann, um erst gegen Mitternacht zu enden. Dabei gab man nur ein einziges Stück! Jetzt hat man die Stücke bedeutend gekürzt: man weilt „nur“ noch von 4 Uhr nachmittags bis gegen Mitternacht im Theater. Ich habe mich seit zehn Jahren bemüht, die Aufführungen noch kürzer zu gestalten: so beginnen bei mir die Aufführungen der übersehten französischen Stücke erst um 6 Uhr abends; sie dauern dann allerdings gleichfalls bis Mitternacht. Aus alter Gewohnheit wird noch heute im Theatersaal gegessen, getrunken und geraucht. Gegenwärtig baut man in Tokio ein Theater nach dem Muster der europäischen Theater; es soll dort weder gegessen noch geraucht werden. Ein japanischer Maler, Herr Noguti, ist nach Paris gekommen, um zu lernen, wie man Dekorations malt; er soll auch die Dekorations unseres neuen Theaters malen, und das wird bei uns eine sensationelle Neuerung sein.

Ein japanischer Schriftsteller, der eine gründliche Geschichte unseres Theaters geschrieben hat, berichtet, daß das japanische Theaterwesen schon 2000 Jahre alt ist. In jenen uralten Zeiten spielte man auf einer Art Gaukeltreppe, die von allen Seiten von den für das Publikum bestimmten Sitzen umgeben war. Jetzt haben wir richtige Bühnen, aber zwischen der Bühne und dem Zuschauerraum befindet sich ein „Bea“, auf dem sich oft ein Teil des Stückes abspielt. — Seit ungefähr zehn Jahren gibt es bei uns auch wieder Schauspielerinnen, und das ist eine große Neuheit. Am Anfang unserer Theatergeschichte hatten nur die Frauen das Recht zu spielen. Da das Theaterleben aber in Zuchtlosigkeit ausartete, ersehte man eines Tages die Frauen durch die Männer, und 300 Jahre lang hatten nur die Männer das Recht, die Bühne zu betreten. Später und bis in die letzte Zeit gab es bei uns zweierlei Theater: Theater, in denen die Männer spielten, und Theater, in denen die Frauen spielten; Männer und Frauen zusammen sah man nirgends. Das hat sich jetzt geändert: heute gibt es auf fast allen Bühnen Schauspieler und Schauspielerinnen. Sappa Yacco war die erste, die mit Männern spielte.

Jedes Stück wird in unseren Theatern fünf- bis zwanzigmal hintereinander gespielt, nicht ein einziges Mal mehr; ist das Stück beliebt, so wird es später wieder einmal auf den Spielplan gesetzt. Für diese fünf- bis zwanzig Aufführungen gibt es einen festen Preis; der Dichter bekommt ein für allemal etwa 1000 Frank; die Buchausgabe des Werkes bringt ihm weitere 1000 Frank; dann aber ist es aus: das Werk gehört den Schauspielern. Autorrechte gibt es nicht. Ich war der erste und bin augenblicklich noch der einzige, der von der Einnahme Lantienmen verlangt und erhält. Die Uebersetzung der „Kameliendame“ brachte mir etwa 8000 Frank; dieses Werk hat bei uns allerdings einen sehr bedeutenden Erfolg gehabt. Darüber darf man sich nicht wundern, denn die „Kameliendame“ mit ihrer Sentimentalität scheint ein Stück aus unserer Empfindungswelt zu sein. Es gibt in Japan einen sehr populären Roman, „Kosankingoro“, der 40 Jahre vor dem Drama des jüngeren Dumas erschienen ist und denselben Stoff in genau derselben Weise behandelt. Ich habe übrigens öfter bemerkt, daß das französische Seelenleben dem japanischen verwandt ist, während wir uns z. B. von den Engländern in unserem Empfindungsleben ganz bedeutend unterscheiden. Die französischen Dramen haben denn auch bei uns den größten Erfolg. Allerdings nicht alle; ich kann mir z. B. nicht denken, daß man bei uns die „Parisierin“ von Henri Becque spielen könnte; das würde bestimmt nicht gehen; aber es gibt viele französische Dramen, die den Japanern sehr gefallen würden.

Die Schauspieler werden sehr schlecht bezahlt; es gab aber einen Künstler, Danzuro, der nicht weniger als 1000 Frank pro Tag bekam; das war jedoch eine Ausnahme, und Danzuro hatte auch ein großes Talent. — Die Preise der Plätze in den japanischen Theatern betragen etwa zwei bis drei Frank für die hinteren Sperrsitze; sie steigen bis auf 100 Frank für eine Loge mit vier Plätzen; für diesen Preis bekommt man allerdings auch zu essen. Kein Theater in Japan wird von der Regierung unterstützt. Der Kaiser geht niemals ins Theater; er veranstaltet aber manchmal Aufführungen in seinem Palast. Europäische Künstler sind noch niemals in Japan gewesen; man erzählt jedoch, daß Sarah Bern-

hardt in Tokio spielen will; sie wird dort sicher einen bedeutenden Erfolg erzielen, denn sie ist dem Namen nach sehr gut bekannt, und viele der jüngeren Generation verstehen die französische Sprache sehr gut, seitdem die Gymnastien und Studenten mindestens zwei europäische Sprachen lernen müssen. „Unmoralische“ Stücke dürfen bei uns nicht aufgeführt werden; mich hat man angeklagt, weil ich die von der Regierung für unmoralisch gehaltene „Kameliendame“ auf die Bühne gebracht habe; ich wurde jedoch freigesprochen, da ich beweisen konnte, daß die „Kameliendame“ dem bereits erwähnten Roman „Kosankingoro“ gleicht.

Weil es bei uns so viele Erdbeben gibt, sind unsere Theater aus Holz gebaut. Wir haben mindestens zwei Erdbeben im Monat, furchtbare Erdbebenkatastrophen etwa alle sechzig Jahre.“

Offada will in Paris auch die Frage der Sicherheit im Theater studieren, ferner wie man Künstler heranbildet, wie man ein Werk in Szene setzt, wie man ein Theater verwalte, wie die Autorrechte berechnet werden usw. Da die Japaner sich leicht assimilieren, dürften Tokio und die anderen japanischen Städte bald Theater nach europäischem Muster bekommen.

„Memoiren einer Schwachköpfigen.“

Auch Berlin hat zu verschiedenen Zeiten seine Odilon-Räusche gehabt. Das war in den achtziger und anfangs der neunziger Jahre, als die Künstlerin am königlichen Schauspielhaus, dann unter Barnab am Berliner Theater Triumphe feierte und dort wie hier entweder von Fürstengunst beschienen war oder hohlstöpfige Dandys und kapitalistische Genüßlinge um ihr bißchen Verstand brachte. Inzwischen hat man es mit der „Moral“ gekriegt, die sich in der oberen Gesellschaft immer einzustellen pflegt, wenn entweder der „Tanx um ein Weib“ auf taube Ohren stößt oder wenn das ängstlich gehütete Geheimnis zuletzt doch von allen Spaten laut auf den Dächern gepiffen wird. . . . So ungefähr war es hier. Beispielsweise in Wien, wo Helene Odilon zur Künstlerin heranreife und Wienerin ward, ihrem Temperament und Wesen nach, obwohl ihre Wiege im kühleren Norden, in Dresden, gestanden hat. Und das wurde ihr von der „lustigen Kaiserstadt“ reichlich vergolten — solange sie am Theater mimte. Hernach war's bald aus. Die große Schauspielerin war, vom Schlagfluß getroffen, plötzlich eine beslagenwerte Frau geworden, die mit Gerichten und Physiatern, mit Erbschleichern und Gaunern um ihr persönliches Selbstbestimmungsrecht und um ihr Vermögen verzweifelte Kämpfe führen muß. In letzter Konsequenz ging sie nun unter die Memoirenschreiber und hat in einem Buche, das im Verlage von S. Walthers (Berlin) erschienen ist, ihrem bedrängten Herzen Luft gemacht.

Was an den „Memoiren einer Schwachköpfigen“ auffällt, ist Weber ihr Minderwert als schriftstellerisches Produkt in ästhetischer und stilistischer Hinsicht, noch ihr Inhalt an und für sich, sondern lediglich die Ungeschmacklichkeit der Schilderung. Die Theatergeschichte wird durch diese Memoiren kaum sonderlich beschwert werden, so viel Schlaglichter auch aus dem Buche auf Bühnenverhältnisse und Künstlergrößen des In- und Auslandes fallen. Der Klatsch und Kratsch hinter den Kulissen spielt eine bevorzugte Rolle. Die Eitelkeit eines verhässelten Schöpfkinds der Gesellschaft nebstbei. Dennoch sind es menschliche Dokumente, wenn auch nicht ausgiebig oder tief geschürft. Die Personen, darunter verschiedene Bühnenkünstler, die hier in effigie aufgespießt werden, sind allerdings wenig schonend behandelt. (Wer kann sagen, ob mit Recht oder mit Unrecht?) Namentlich wird das Kapitel Künstlerchen, man darf sagen, höchst unappetitlich aufgerollt, zumal was den Konflikt Girardi-Odilon angeht. Zwar sagt sie: „Ich glaube, eine Künstlerin soll gar nicht heiraten“, aber trotz dieser „Erkenntnis“ hat sie sich noch dreimal in Hymens Fesseln schlagen lassen!

Das schmuckigste aller Kapitel: Bürgerliche Zeitungs-schreiber. Schmock oder Revolverjournalist. „Carah, kaufst Dir e Saitenleid kaufen, ich weiß' was auf wen!“ Erst laufen sie sich die Haden wund, um an Künstlerinnenboudoirs' was „Bilantes“ zu erlauschen, beschreiben die intimsten Toilettenstücke, schwarzemeln, kriechen laienartig durch alle Schlupflöcher, lobhübeln und fireuen Weibbrauch mit vollen Händen. Hernach aber, wenn eine Theatergröße gefallen ist, benutzen sie ihr „Wissen“, um Schweigegelder zu erpressen und belohnen hinterdrein den ihnen bewiesenen Großmut durch lügenhafte „Enttäuschungen“. Man kennt das, in Wien und sonstwo. Vielleicht verbot es Helene Odilon die Scham, auf bestimmte Subjekte zu zeigen. „Wie ich zu den schönen Kritiken kam? Der Weg war nicht immer der rosigste. Von meinem ersten Auftreten bis zu diesem Moment war's ein Kampf. Mein Ehrgeiz kostete mich viel. Kränen hat's genug gegeben. Und der Schluß?? Man braucht ja Rollen, die einem „liegen“, und die richtige „Bühne“ . . .“ Die paar Worte sprechen Wände.

Und nun erst die Börslaner und die sonstigen Güter der Gesellschaftsmoral, wenn sie liebegirrend mit vollgepudter Banknoten-tasche den Kleinen oder großen Bühnensternen nachlaufen! Wer zählt die Namen aller Finanziers, Aristokraten, Rennstallbesitzer, Sportler und anderer Gelegenheitsbummler, die zu verschiedenen Zeiten die Festung Odilon bestürmten, bis sie — lapidulierte! Einem nur wollen wir herausgreifen, nämlich den Pariser Baron von Rothschild: Nach kurzer Bekanntschaft schied er der damals verheirateten Frau ein Briefchen mit „drei Tausendern“ ins Haus; als eine „Aleinigkeit für die Rachel in der „Jüdin“, seiner schönen Glaubensgefährtin“ usw. usw. Ohne jede weitere Erklärung erhält er den Brief nebst dem Gelde zurück. Später: Wiedersehen in Paris. Lustige Kampagne; denn die Künstlerin ist jetzt eine geschiedene Frau. Man flirtet, man verkehrt wie Mann und Frau, und es steht für Helene Odilon fest, daß Rothschild als Gentleman schon wissen werde, was seine Pflicht sei. Doch weit gefehlt. Eines Abends entsteht zwischen beiden eine geringfügige Meinungsverschiedenheit. Ein Wort gibt das andere — und was tut schließlich „mein Albert?“ Greift in die Tasche, bringt ein kleines Etui zum Vorschein, das einen Ring enthält und sagt: „Den hättest Du heute bekommen; aber da Du Dich so benimmst, werde ich den Ring wieder zurücktragen.“ Das tat der noble Mann wirklich. Aber es kam noch besser. Als ihm Helene Odilon durch ihre Freundin nahelegen ließ, sie wenigstens durch Widmung eines Kapitals soweit sicherzustellen, wie das ihr geschiedener Gatte getan (Girardi hatte ihr eine Jahressumme ausgesetzt), da ward Rothschild tief erschüttert, und in schmerzhaftem Tone rief er: „Habe ich meine Kinder schon um die Liebe geschädigt, kann ich sie nicht noch um das viele Geld verkürzen!“ So kläglich zog sich der glühende Liebhaber aus der Schlinge . . .

Am Schluß ihrer Memoiren brandmarkt die Künstlerin neben gerissenen Erbschleichern hohe richterliche Beamte, Advokaten und Aerzte. Mit ihnen hat Helene Odilon in jahrelangem Kampfe gegen ihre Stellung unter Kuratel sowie im Bestreben, wieder gesund zu werden, die bittersten Erfahrungen gemacht. „Aerzte und Rechtsanwälte sind die größten Spitzbuben! Werken Sie sich das, die tun alles ums Geld!“ hat der Hilfsuchenden einmal ein bedeutender Wiener Arzt erklart! Die weltberühmtesten Kuranstalten und Professoren vermolten nichts weiter, als die Kranke um immense Summen zu erleichtern. Zuletzt ging sie nach Lourdes! Von Geheilten war da nichts zu sehen. Dafür gab's stets „Jahrmart mit Schaubuden und Zirkusen, Feste, Musik, Jubelhymnen, Illuminationen, Fadelzüge — aber für Blinde, Lahme oder gar Halbtote war dort kein Raum. . . .“ Im öffentlichen Aerzdebureau wird ihr gesagt: „Gelähmte sind nie geheilt worden, so lange Lourdes besteht.“ „Was, Lähmungen sind nie kuriert worden? Wozu dann der Pomp in Lourdes, wozu jene läugerischen Bücher, die den letzten Groschen aus den Taschen der Armen ziehen?“ so ruft die Geläuschte aus.

Kein Zweifel: Helene Odilon übt eine grausame Selbstjustiz an ihren Widersachern: sie treibt sie zu Paaren, und niemand wird diesem Mute der Verzweiflung sein Mitleid verjagen.

Ernst Krewski.

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Einem aufs Dach steigen. Diese häufig gebräuchte Redensart kommt aus den Rechtsgepflogenheiten des Mittelalters, in dem bekanntlich allerlei und seltsam anmutende Strafen gang und gäbe waren. Einem aufs Dach steigen, das war eine häufig verhängte Strafe für den Pantoffelhelden. Wenn ein Mann sich nämlich von seiner Frau schlagen ließ, so war das eine Schande, durch die sich das ganze Dorf beleidigt fühlte. Um nun dem betreffenden Haus„herrn“ auf möglichst augenfällige Weise klarzumachen, daß für solche Ehemänner in der Ortschaft kein Platz mehr sei, sollte ihm, wie verschiedene alte Weistümer vorschreiben, das Dach abgedeckt werden. So heißt es in einem Mainzer Amtsbericht von 1666, es sei allgemeine Sitte, daß, wenn der Frevel rüchbar geworden sei, meist am Aschermittwoch oder am Fastnachtstag die Dürschen der umliegenden Dörfer mit Musik und Fahnen anrückten, um Rache zu nehmen; falls sie von dem Mann nicht mit einer bestimmten Summe abgefunden wurden, legten sie Leitern an, stiegen aufs Dach, hieben den First ein und deckten das Dach bis zur vierten Latte ab. Und die Planenburger Statuten vom Jahre 1594 besagen: Ist ein Mann so weibisch, daß er sich von seinem eigenen Weibe raufen, schlagen und schelten läßt, der soll des Rats beide Stallknechte mit wollenem Gewand kleiden, oder da er's nicht vermag, mit Gefängnis gestraft und ihm das Dach auf seinem Haus abgehoben werden.

Noch am Ende des 18. Jahrhunderts wurde der Brauch in den verschiedensten Gegenden Deutschlands geübt. Selbst heute noch kommt es in vielen Dörfern Süd- und Mitteldeutschlands vor, daß eines schönen Morgens in dem Gehöft, wo eine schlagfertige Hausfrau regiert, der Wagen ganz auseinandergenommen ist und die Wagenräder vom First des Scheunendachs herunterhängen, dessen Ziegel zum Teil zertrümmert sind. Es ist das eine Art Volksgerichtsbarkeit, die in Zusammenhang steht mit dem jetzt bald ausgerotteten bayerischen Haberfeldtreiben.